

Hans-Bernd Bunte

Tom und der sprechende Knochen

Roman

agenda

Hans-Bernd Bunte

Tom und der sprechende Knochen

Roman



agenda Verlag
Münster
2020

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2020 agenda Verlag GmbH & Co. KG
Drubbel 4, D-48143 Münster
Tel. +49-(0)251-799610
info@agenda.de, www.agenda.de

Umschlagfoto: .gregor / photocase.de

Druck und Bindung: TOTEM, Inowroclaw, Polen

ISBN 978-3-89688-691-0

„02:36“, zwei Uhr sechsunddreißig, das war die letzte Anzeige auf dem Display. Jetzt ist die Dunkelheit vollkommen, das grünliche Glimmen der Ziffern erscheint nur noch auf meiner Netzhaut und ist dann auch da verschwunden. Die Lichtfunktion an meinem uralten Handy ist schon seit Stunden nicht mehr der Rede wert gewesen. Von nun an nutzt Stromsparen nichts mehr, der Akku ist restlos leer.

Und diese Stille, diese absolute Stille! Wie still eine Nacht in einer Höhle sein kann, ist unfassbar. Aber was wäre, wenn jetzt plötzlich ein Geräusch da wäre? Ich glaube, ich würde vor Todesangst erstarren, denn jedes Knacken oder Knarren könnte Gefahr bedeuten. Und ich bin hier allein, so allein wie der letzte Überlebende nach einem Flugzeugabsturz im Dschungel oder nach einem Atomkrieg.

Den letzten Müsli-Riegel hebe ich mir besser noch auf, noch kann ich den Hunger aushalten. Und die halbe Flasche Mineralwasser muss ich gut einteilen. Erst wenn es hell wird, kann ich versuchen an Quellwasser zu kommen, draußen im Tal, vor dieser Felswand, in der ich mich verkrochen habe wie ein Käfer in einer Mauerritze.

Wie elend hart so ein felsiger Boden sein kann! Obwohl ich auf meiner dreimal gefalteten Sweat-Jacke sitze, tut mir mein Hinterteil scheußlich weh. Und diese Nässe, kalt und nass wie ein Grab ist die Erde, zum Schlottern kalt. Ich muss mich bewegen, sonst erkälte ich mich und kann alles vergessen, was meine Flucht betrifft. Also los: mindestens zehn Kniebeugen und dann auf der Stelle hüpfen, Arme schlagen, Rumpf drehen!

Viel hilft es nicht, und dieser Gang ins Herz der Finsternis ist so schmal, dass ich überall anstoße. Dann lieber wieder ruhig dahocken und darauf warten, dass es hell wird, vielleicht in zwei, drei Stunden. Und dann? Ich habe keine Idee, wie es weitergeht.

Was mache ich hier bloß? Warum liege ich nicht zuhause in meinem warmen, trockenen Bett und träume von schönen Sachen? Was soll ich bloß in einem finsternen Felsenloch, auf der Flucht vor ein paar Typen in einem schwarzen Wagen und vor verrückten Leuten, die wollen, dass ich für sie arbeite? Mensch, wenn ich gewusst hätte, dass ein Sommercamp so gefährlich sein kann! Dann hätte ich ...

hätte – hätte – Fahrradkette ... ich glaube, keiner wäre auf die Idee gekommen, dass alles zu einem Horrortrip würde.

Da – da hat was geraschelt! Hinter mir? Über mir? Keine Ahnung, es ist so stockfinster, dass alles gleich ist. Sollen nicht in Höhlen Fledermäuse schlafen? Aber die sind nachts aktiv, fliegen draußen rum – was kann es dann sein? Womöglich eine Ratte, die mir gleich über die Hosenbeine läuft? O Gott, da war die völlige Stille vorher besser! Was lebt denn sonst noch unter der Erde, hier im tiefsten Frankreich, wohin ich Idiot gefahren bin. Jetzt werden mir schon die Augen feucht, weil ich mich so allein fühle. Aber wenigstens wird davon das Gesicht warm und der Kopf schwer ...

Was brummt da, weit weg? Himmel, ich muss wieder geschlafen haben. Jetzt habe ich mir aber mächtig die Knochen krumm gelegen, alles tut weh. Aber dieses Brummen ... ich muss hier raus! Immer noch alles pechschwarz, aber da, da ist jetzt ein ganz schwacher silberner Lichtschein. Und ein Motorengeräusch – sie kommen!

Nicht hinfallen, vorsichtig weiter, raus aus der Höhle ... nicht auf den Scheinwerfer zu, links ab, die Böschung runter und hinter das Gebüsch! Mist, ist das rutschig und ... schon passiert. Ein Höhlenschmerz im rechten Knöchel und ich darf nicht mal aufstöhnen! Also weiter auf allen Vieren!

Wie flach kann sich ein Mensch machen? Jetzt ist der Motor aus, das Licht ist aus, Stille und Nacht. Oh Gott, mach, dass sie mich nicht finden! Als Kind habe ich die Augen fest zugekniffen und geglaubt, dass mich keiner sieht, wenn ich auch nichts sehe. Also Augen zu! Wenn ich ein Maulwurf wäre, würde ich mich jetzt einbuddeln, aber Arme und Beine sind mir so schwer, schwer wie Blei ...

Und sie kommen ...

Vier Monate zuvor an einem ganz normalen Sonntagmorgen

Es war einer von diesen April-Sonntagen, wo man denkt: Eigentlich ist alles okay und so könnte es ewig weitergehen.

Dad schnippte vergnügt mit seinen Fußspitzen und strahlte, als ob er im Lotto gewonnen hätte. Die Sonntagszeitung, aus der er sich den Sportteil herausgepickt hatte, jubelte über den Sieg seines Lieblingsvereins. Das bedeutete, dass wir alle heute einen lachenden, bestgelaunten Familienchef haben würden – na prima!

Mum blinzelte, weil ihr ein Streifen Licht durch die Wohnzimmergardine genau ins Gesicht strahlte. Ich fand sie immer schon ganz toll, wenn sie sich noch nicht geschminkt hatte. Ihre Augen wirkten dann immer etwas kleiner, aber das passte dazu, dass wir zuhause waren und sie nicht irgendwo in der Welt gut aussehen musste.

Und Lisa kaute mit geschlossenen Augen schon seit bestimmt drei Minuten auf einem Bissen Marmorkuchen herum. Nur ihre Finger zuckten auf der Tischkante und aus ihren Mundwinkeln kam ab und zu so ein Laut wie „pa-damm da-duh, pah-pah“ oder so ähnlich. Ihre In-Ear-Kopfhörer waren mit ihrem Handy verbunden und sie ging gewissenhaft wie immer die neueste Playlist durch, die ihre Freundin ihr geschickt hatte. Ab und zu trank sie einen Schluck aus ihrer Zero-Cola-Dose; das Zeug war bei ihr gerade extrem angesagt und sie trank es zu jeder Tages- und Nachtzeit.

Also alles in allem standen bei uns zuhause alle Ampeln auf Grün. Aber dann ist mir wohl etwas passiert, was besser nicht passiert wäre. Vielleicht war es gestern Abend doch etwas spät geworden, aber mein Game war tatsächlich so spannend geworden wie lange nicht. Es musste wohl schon nach Mitternacht geworden sein, bis ich den Rechner ausschaltete, und dann war ich noch ziemlich lange wach gewesen. Ich war mir nämlich nicht im Klaren, ob ich mein letztes Taschengeld für die Goldtaler einsetzen sollte, mit denen ich auf dem nächsten Level ein Tuchgeschäft in Flandern eröffnen könnte.

Also, die Nacht war kurz gewesen, denn Ausschlafen am Sonntag heißt bei Familie Möller: Statt sechs Uhr in der Nacht stehen alle um sieben auf, denn es gibt ja nichts Schöneres als ein gemeinsames Frühstück. Tja, und deswegen war ich noch nicht so auf Touren, als ich mein Handy einschaltete und meine Beziehungen zum Rest der Welt checken wollte. Ich stand noch halb schlafend in unserem Flur und lehnte mich an den Türrahmen, Handy in der linken Hand und mit der rechten Hand mich hinterm Ohr kratzend.

Leider hatte ich einen verhängnisvollen Fehler gemacht, als ich aus dem Bett geklettert war. Statt meines neuen Smartphones hatte ich mir wie ein blinder Maulwurf unser uraltes Nokia-Handy gegriffen, an dem ich manchmal herumbastle. Und so erwischte ich jetzt mit meinem linken Daumen nicht die Schaltfläche, mit der ich immer mein E-Mail-Programm öffne, sondern ich traf eine Taste, die es buchstäblich in sich hatte. Jedenfalls war das nächste Geräusch, das ich hörte, ein recht spitzer Schrei aus Mums Kehle, gefolgt von einem Klirren, das sehr nach zerbrochenem Porzellan klang.

Dad hatte seinen Sportteil vor Schreck fallen lassen, Lisa blickte ungläubig auf dem Tisch herum und Olli, unser Fox-Terrier, war mit einem kühnen Satz unter dem Tisch in Deckung gegangen. Auf dem Esstisch lagen Überreste von einer schmalen, hohen Blumenvase und einem Porzellanteller, ein paar kleinere Splitter verzierten den Brötchenkorb und ein langer, schmaler, ziemlich großer steckte hochkant in der Butter. Auf dem Platz vor meinem Teller stand eine Pfütze aus Orangensaft, der langsam in der Tischdecke versickerte.

„Was war das denn?“, rief Dad und stand von seinem Stuhl auf, um sich die Bescherung auf unserem Esstisch genauer ansehen zu können. Genau in diesem Moment musste natürlich mein blödes Handy das hämische Lachen von sich geben, das ich einprogrammiert hatte. Es sollte einen erfolgreichen Einsatz untermalen und allen Komikern zeigen, was ich von ihnen halte. Aber in diesem Moment wirkte es doch relativ unpassend.

Vor allem sorgte es dafür, dass sich drei Köpfe zu mir umwandten. Alle sahen gleich aus: Augen aufgerissen und Mund offen; so

gar Olli kriegte diesen Gesichtsausdruck hin, wie er unter unserem Tisch hockte.

Ich muss tomatenrot geworden sein und hätte am liebsten nur stumm gegrinst und mit den Schultern gezuckt. So machen das die Typen in den Fernsehserien doch, wenn ihnen etwas schrecklich Peinliches passiert ist. Aber ich merkte gleich, dass ich nicht so davonkommen würde; schließlich ist eine Familie eine Schicksalsgemeinschaft, wie Dad immer sagt, und daher war ich meinen Eltern wohl eine Erklärung schuldig.

„Also“, fing ich mal vorsichtig an und blickte von einem zum andern, wobei ich mein unschuldigstes Lächeln versuchte. „Also, es könnte sein – rein theoretisch –, dass ich da gerade auf den falschen Button gekommen bin. Anders kann ich mir das auch nicht erklären ...“ Dann war mein Hals so trocken wie ein Schwimmbad ohne Wasser drin, und so richtig weiter wusste ich auch nicht mehr.

Dad zeigte sich wieder mal als echtes Familienoberhaupt und fand als Erster seine Sprache wieder: „Wie – was – falscher Button? Auf deinem Handy? Was soll das denn für ein Blödsinn sein?! Erklär dich mal genauer!“

Ich konnte nur stumm mit den Schultern zucken. Verdammt, dass mir das aber auch genau jetzt passieren musste, wo die Aussichten auf einen tollen Familiensonntag optimal waren! Jetzt hatte sich auch Mum wieder im Griff. Sie strich sich eine lose Haarsträhne hinters Ohr, was sie immer macht, wenn sie sich aufregt, und sagte mit betont leiser Stimme: „Tom, was hast du für ein Teufelszeug auf dein Handy geladen? Willst du uns jetzt alle unglücklich machen?“

Ehe sich auch noch Lisa mit irgendwelchen Bemerkungen einmischen konnte, schluckte ich, so gut das mit trockenem Mund geht, und irgendwie krächzte eine Stimme aus meinem Hals: „Ehem, das ist – äh – das, was ihr da erlebt habt, ist ein – naja – irgendwie schief gegangener Probelauf meines neuen Programms. Also, in Wahrheit ist das nur zum Spielen gedacht, ehrlich! Ich wollte keinen erschrecken, sorry, aber es ist mir so passiert ...“

Dad hatte sich wieder voll in der Gewalt: „So, passiert ist dir das,

aha! Nun ist aber genug. Wie hast du denn diesen Schlamassel hingekriegt, und das anscheinend auf Knopfdruck? Hast du irgendein Schrottprogramm aus dem Internet runtergeladen, mit dem du bei uns zuhause Krieg spielen willst? Nun sprich endlich!“

Dad hatte an der rechten Schläfe jetzt wieder diese dicke Ader, die er immer dann hat, wenn er fuchsteufelswild ist und unberechenbar wird. Mir war der Schweiß ausgebrochen und in meinem Kopf ratterten Worte und halbe Sätze herum, aber wie sollte ich bloß erklären, was ich selber noch gar nicht richtig verstanden hatte?

In diesem Moment kam es mir so vor, als würde unser Wohnzimmer zu einem langen, schmalen Schlauch zusammenschrumpfen, die Decke etwa fünf Zentimeter über meinem Schädel und das Fenster zum Garten winzig klein wie eine Postkarte und circa zwanzig Meter entfernt. Ich merkte noch, wie Mum blitzschnell auf mich zukam und mich am rechten Arm packte. Irgendwie schaffte sie es, mich auf einen Stuhl zu verfrachten, und das rettete mich wohl vor einer Art Ohnmacht. Ich muss wohl so blass ausgesehen haben, dass sogar Lisa mit besorgter Miene mir die Tasse mit heißem Kakao zuschob, die vor ihr stand.

Mit etwas im Magen ging es mir besser; das Zimmer nahm seine normalen Dimensionen an und Olli legte seine warme Schnauze auf mein Knie, was mir regelrecht Mut machte. Ja, und dann versuchte ich zu erklären, was mir anscheinend gelungen war, als ich in den letzten Tagen an meinem Rechner und am Handy so einiges ausprobiert hatte.

Das mit dem Programmieren fing bei mir schon ganz früh an. Mein Dad arbeitet für eine große Versicherung; da kann er viele Sachen zuhause am Computer erledigen. Dafür kriegt er immer die neuesten Laptops von seiner Firma. Klar, die werden nur für seinen Job benutzt, aber wenn er wieder mal das allerneueste Super-Modell gekriegt hat, wird aus seinem „alten“ Arbeitstier unser neuer Familien-

rechner. Und auf dem hat mir Dad immer schon die tollsten Sachen gezeigt.

Wenn Mum kritisiert hat, er würde mich zum Computer-Freak machen, wo alle anderen Kids noch mit Bauklötzen spielten, hat Dad nur gelächelt. „Wart’s ab; was aus Tom mal wird, entscheidet er selbst“, hat er gesagt, „aber solange er Spaß am Rechner hat, soll er alles Mögliche ausprobieren.“

Und dann ging es los: Ich weiß noch genau, wie Mum gestaunt hat, als ich mein erstes kleines Programm geschrieben hatte. Naja, war gar nichts Sensationelles, aber auf Dads Favoritenseite von seinem heißgeliebten Fußballclub habe ich die schöne schwarz-gelbe Vereinsflagge zum Flattern gebracht, und Mum war total aus dem Häuschen. Meine Zukunft als Star-Informatiker war fest im Visier und ich durfte am Rechner sitzen, solange ich wollte. Obwohl – als es dann irgendwann mehr als zwei, drei Stunden täglich wurden, haben meine Eltern ein „ernstes Wort“ mit mir gesprochen, wie sie das nannten. Aber irgendwie müssen Kompromisse ja sein und wir haben das im Guten geregelt.

Als ich Lisa dann zu ihrem Geburtstag ein kleines Spiel geschenkt habe, das ich programmiert hatte, war ich endgültig der King. Sie konnte mit einem putzigen Pferd durch einen Zauberwald ziehen und dabei Abenteuer erleben und Punkte sammeln. Wenn man das Haus der bösen Hexe zertrampelt und dem fiesen Adler die drei Eier aus dem Nest gestohlen hatte, wurde man Königin des Waldes und durfte den schicken Prinzen vom weißen Schloss heiraten. Eben so Mädchen-Quatsch, aber meine Familie war voll begeistert. So viel zur Vorgeschichte. Im Laufe der Zeit habe ich mich mit ernsteren Sachen beschäftigt. Da war auch ein Vokabel-Trainer für Latein dabei, der einem als Belohnung für zehn Richtige eine Runde Fantasy-Spiel freischaltete, also etwas absolut Sinnvolles.

Mein erstes wirklich größeres Projekt war dann der sogenannte „Man-Trailer“. Wenn man den Begriff googelt, erfährt man eine Menge über toll trainierte Hunde, die mit ihren Schnüffelnasen bei der Suche nach Menschen eingesetzt werden. Das heißt, diese bra-

ven Tiere werden von der Polizei oder dem Geheimdienst eingesetzt, wenn ein Verbrecher irgendwo am Tatort eine Duftspur hinterlassen hat und man ihn verfolgen will. Diese Hunde sind zu wahren Riech-Wundern in der Lage – ein paar Moleküle mit menschlicher DNA, also dem individuellen Datensatz in unseren Körperzellen, genügen und diese Supernasen nehmen die Verfolgung auf.

Die Sache reizte mich; wäre es nicht eine tolle Sache, wenn ein elektronisches Geruchserkennungssystem mit einer Datenbank zusammengeschlossen werden könnte? Dann würde die Geruchsprobe gleich mit allen gespeicherten Düften verglichen werden, und pling! stünde der Name des Gesuchten auf einem Display. Das müsste doch die Profi-Fahnder weltweit interessieren! Also machte ich mich ans Werk.

Ich besorgte mir nach Absprache mit meinem Bio-Lehrer ein DNA-Analyse-Set und fing an, Geruchsproben zu sammeln. Das hat was mit Chemie zu tun, macht aber Spaß. Meine liebe Familie war zuerst dran und ein paar Mitschüler in meiner Schulklasse konnte ich auch neugierig machen. So, und jetzt ganz knapp: Die Analyse-Ergebnisse der DNA-Proben habe ich digitalisiert und auf meinem Laptop gespeichert. Wenn ich dann bei uns zuhause eine neue Duftprobe nahm – sagen wir im Wohnzimmer, wo gerade niemand war –, konnte ich sie meinem Rechner zuspiesen und der zeigte mir an, ob als letzter Mensch Mum oder Dad oder Lisa im Raum gewesen war. In einem Klassenzimmer geht das ähnlich – es erwischt immer den Letzten.

Aber gerade da hakte mein Projekt: Der letzte Duft machte alle früheren „platt“ und da sind bis jetzt die Schnüffelhunde der Polizei besser. Vielleicht komme ich mal dazu, die Sache zu verbessern, und irgendwann laufen Polizisten mit einem Kästchen herum, dem elektronischen „Man-Trailer“, auf den ich das Copyright habe.

Dann kriegte Dad einen neuen Firmenwagen, so ein französisches

SUV mit vielen elektronischen Kinkerlitzchen. Das Erste, was er ausschaltete, war der Spur-Warn-Assistent. „Das ist ja nicht zum Aushalten! Ständig greift mir einer ins Lenkrad!“, schimpfte er, als wir bei Regenwetter über die Autobahn fuhren und das Helferlein die Regenspuren für Warnlinien hielt.

Als Nächstes nervte ihn der Active-Brake-Assist. Echt, so heißt das. Funktioniert ganz einfach: Vorne unterm Kühlergrill sitzt ein kleines Radar-Gerät. Das misst ständig den Abstand zu anderen Autos oder was sonst so vor einem ist. Kommt der Wagen bei einer bestimmten Geschwindigkeit einem anderen Objekt zu nahe, meldet das der Radar dem Fahrer. Im Display-Bildschirm im Armaturenbrett erscheint ein großer roter Kringel, darauf steht „Bremsen!“ und gleichzeitig ertönt ein total nerviges Geklingel.

Eigentlich eine tolle Sache von wegen mehr Sicherheit. Aber als Dad sich zügig an eine lahme Ente (also ein kleines, altes französisches Auto) heranpirschte, um es im letzten Moment elegant zu überholen, wurde es nicht nur Rot im Display und machte nicht nur laut „Pling!“. Sondern der „aktive Brems-Assistent“ trat von alleine auf die Bremse und Dad schrie vor Schreck laut auf: „Da hört doch alles auf! Meine Überholstrategie hat noch immer geklappt, und das werde ich mir nicht wegen diesem Spielverderber abgewöhnen.“ Beim nächsten Boxenstopp hat er im Menü des Bordcomputers herumgefuehrwerkert und dann war das geniale Bremssystem aus.

Warum ich das so lang und breit erzähle? Nun, dieses Radar-Ding brachte mich auf eine weitreichende Idee. Mit solchen Apparaturen können Objekte der Umwelt erkannt werden und dann übernehmen Auto-Piloten die Steuerung und helfen uns, Unfälle zu vermeiden. Wie wäre es, dachte ich mir, wenn uns andere hilfreiche Strahlen zur Verfügung stünden, die uns das Leben leichter machen? Und da fiel mir die Lasertechnik ein, die ja überall nutzbringend eingesetzt wird.

Laserstrahlen tasten CDs, DVDs und Blue-Ray-Discs ab, brennen verpuschte Tattoos weg oder schneiden sogar Stahlplatten durch. Das heißt, sie können unheimlich viel Energie „auf den Punkt bringen“.

Und dann habe ich einen Fernsehbericht gesehen, in dem ein Transportsystem gezeigt wurde, das ich absolut genial finde. In China gibt es eine Bahnstrecke, wo ein Zug ohne Räder rasend schnell Menschen befördert. Der Zug schwebt auf einem elektrischen Magnetfeld, das zwischen den Waggonen und der Schiene erzeugt wird, und die ganze Kraft des Zuges geht in die Beschleunigung. Das Prinzip dieses Magnet-Schwebe-Zuges hat man auch in Deutschland schon mal ausprobiert. Das Projekt hieß „Transrapid“ und funktionierte auf einer Teststrecke ganz gut. Aber es war wohl zu teuer und dann hat man es einschlafen lassen.

Jetzt kam meine Idee: Ich besorgte mir im Baumarkt einen Entfernungsmesser, der mit einem eingebauten Laser arbeitet. Den habe ich etwas umgebaut und an meinen Laptop angeschlossen, auf dem ich mein Spezial-Programm gespeichert hatte, an dem ich lange herumgebastelt habe.

Der Laser war aber zu schwach für mein Projekt. Da habe ich mir im Internet einen von diesen krassen Laser-Pointern bestellt, die man in Deutschland zwar besitzen, aber eigentlich nicht verwenden darf. In den Medien erfährt man immer mal wieder, dass irgendwelche Vollposten die Piloten von Flugzeugen mit diesen Dingen geblendet haben, was üble Folgen haben könnte. Aber in meinem Privat-Labor kam ich jetzt den entscheidenden Schritt weiter.

So, und damit jetzt niemand auf die Idee kommt, das alles mal selber zu probieren, mache ich es wie ein Showmaster, der einen ganz geheimen Stargast hat. Der sagt dann: „Meine Damen und Herren, ich verrate nichts!“ Genau das tue ich auch. Einige würden nämlich sonst sehr gelangweilt werden, wenn ich das ewige Hin und Her beschreiben würde, bis ich der Sache näherkam. Andere hätten keinen blassen Schimmer von den Fachausdrücken, die ich ablassen müsste, und würden weiterblättern. Und dann gibt es Leute, die sollten ein paar Tricks und Kniffe, die ich draufhabe, besser nicht kennen

lernen. Wenn ich nämlich daran denke, was in den letzten Monaten wegen dieser Sache geschehen ist, glaube ich, dass es vernünftiger ist, wenn ich mich eher bedeckt halte.

Um die Angelegenheit abzukürzen, nur so viel: Ich kann mich noch genau daran erinnern, wie es war, als ich zum ersten Mal eine 10-Cent-Münze auf dem Schreibtisch ein kleines Stück zur Seite schieben konnte. Klingt nicht unbedingt überzeugend, aber versuche das mal jemand, ohne die Finger oder Zehen zu benutzen, den Tisch anzukippen oder sonst wie zu tricksen. Nein, nur mit meinem Programm auf dem Laptop und mit dem Laserpointer aus dem Internet. Ich hoffe doch, dass der eine oder andere jetzt Respekt bekommt; ich hatte das jedenfalls vor mir selber damals. Aber wie gesagt, das Ganze ist mein Betriebsgeheimnis, vor allem das knifflige Programm, und damit Schluss.

Dann packte mich der Ehrgeiz: Ich wollte unbedingt die ganze Sache so klein machen, dass sie in ein Handy passt und man sie überall hin mitnehmen kann. Ich suchte mir ein Uralt-Handy, das noch in einer Schublade meines Schreibtischs lag, heraus. Das war so ein „sprechender Knochen“, wie manche Leute dazu sagen: ziemlich dick und klobig, aber eben mit etwas mehr Platz im Gehäuse als bei den heutigen Geräten. Das habe ich auseinandergenommen und dann herumgebastelt.

Das Programm ließ sich auf einer Speicherkarte unterbringen, aber die Sache mit dem Energiestrahler war schwierig. Man braucht nämlich für den Laser ganz schön viel Energie. Irgendwann klappete es aber: Mit ein paar Hochleistungs-Lithium-Akkus ausgestattet, packte der Laserstrahl die Münze und schob sie ganz sacht zur Seite. Ich war völlig aus dem Häuschen, als ich es zum ersten Mal hingekriegt hatte: Einfach mit der schmalen Seite des Handys zielen, Programmknopf drücken und dann mit lockerer Handbewegung den angepeilten Gegenstand dahin bewegen, wohin man will. Dann probierte ich es mit einer leeren Cola-Dose, und siehe da: Mein Laser-Lifter schaffte es, die Aludose bis zur Tischkante zu bugsieren und sie dann – Simsalabim! – in den Papierkorb zu versenken. Dann